

Europa im Spiegel russischer Geschichte — wie Alexander Gerschenkron es sieht

Charles Wilson

© Selbstverlag Forschungsinstitut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte
an der Universität zu Köln

Herausgeber: Prof. Dr. Hermann Kellenbenz

Schriftleitung: Dr. Klara van Eyll

Übersetzung aus dem Englischen: Dipl.-Kfm. Otto-Ernst Krawehl

Druck: Wilhelm Metz, Aachen

Printed in Germany · Alle Rechte vorbehalten

Im¹ Jahre 1968 hielt Professor Alexander Gerschenkron an der Universität Cambridge die sog. „Ellen Macarthur Lectures“, die soeben unter dem Titel „*Europe in the Russian Mirror*“² veröffentlicht worden sind. Gerschenkrons Anliegen ist es, deutlich zu machen, wie sehr das Studium der russischen Wirtschaftsgeschichte zum Verständnis der wirtschaftlichen Entwicklung in Westeuropa beitragen kann, ferner, das Netz ideologischer Streitereien zu zerreißen, das diesen produktiven Beitrag inzwischen zu verschleiern droht. In dieser Absicht geht er auf drei Themenkreise näher ein: die wirtschaftliche und soziale Rolle der Altgläubigen (Old Believers) in Rußland und deren Relevanz zur These Max Webers über „Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“; die merkantilistische Politik, ihre Bedeutung namentlich in der russischen Geschichte und die Frage, ob sich hieraus die Wirksamkeit dieser Politik in anderen Ländern abschätzen läßt; und schließlich die Natur der sowjet-russischen „Super-Industrialisierung“ sowie namentlich E. H. Carrs kritische Bemerkung über Gerschenkrons Versuch, die Idee der ‚Rückständigkeit‘ als entscheidendes Kriterium bei der Analyse dieser Phase in der Geschichte Rußlands einzuführen³.

Alexander Gerschenkron entwickelt diese Gedanken in vier Essays, wobei er überragende intellektuelle Schärfe mit großer rhetorischer Eleganz und Überzeugungskraft vereint; Fakten und durchdringender Verstand werden hier ebenso feinsinnig wie folgerichtig ineinandergewirkt. In den meisten Teilen stimme ich ihm gern zu; und wenn ich diese Gelegenheit zu einigen Anmerkungen hierüber benutze, geschieht dies keineswegs deshalb, weil ich mich veranlaßt sähe, Einwände vorzubringen (obwohl ich in einigen Punkten Fragen zur Interpretation stellen möchte). Statt zu zweifeln oder gar zu kritisieren, möchte ich mir vielmehr — mit gebührender Bescheidenheit, wie ich hoffe — die Freiheit nehmen, über den Komplex weiter nachzudenken, der auch den Autor beschäftigt hat: darüber nämlich, daß das vergleichende Studium russischer und westeuropäischer Erfahrungen Lösungen zu Fragen anbietet, über die Generationen von Historikern hier im Westen sich den Kopf zerbrochen haben.

¹ Vortrag, gehalten im Seminar für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität zu Köln am 17. November 1970. Charles Wilson ist Professor für Geschichte an der Universität Cambridge, England.

² ALEXANDER GERSCHENKRON: *Europe in the Russian Mirror: Four lectures in Economic History*; Cambridge University Press, 1970.

³ Besonders in: *Socialism, Capitalism and Economic Growth: Essays presented to Maurice Dobb* (Cambridge University Press, 1967).

Man könnte meine Gründe dafür, mich hiermit zu beschäftigen, vielleicht als die Sichtweite eines Fußgängers bezeichnen; aber es geht mir um folgendes: Ich finde Gerschenkrons Beweisführung so faszinierend, daß ich nicht umhin kann, seine Ansichten unseren Verhältnissen ein bißchen näherzubringen. Denn wenn ich überhaupt etwas an seinen Vorlesungen auszusetzen habe, dann dies, daß sie sich hinsichtlich der Folgerungen für die westeuropäische Geschichte etwas zu sehr mit Anspielungen begnügen. Sie überlassen es uns als den ‚Erdnäheren‘, aus dem russischen Fall die Folgerungen für unsere eigene — deutsche, holländische, englische oder auch französische — Geschichte zu ziehen. Natürlich kann er diese Folgerungen nicht in vier Vorträgen entwickeln; und in jedem Fall sind diese Gedanken zum Teil nur eine Ausführung seiner anderen, gewichtigeren historischen Untersuchungen.

Ich möchte mich zunächst seiner — in den ersten beiden Vorlesungen enthaltenen — Studie über die ‚Altgläubigen‘ in Rußland zuwenden. Die sogenannten ‚Old Believers‘ entstanden als eine eigene Gruppe von Schismatikern, nachdem sie sich aus der großen russischen Kirchenspaltung herausgehalten hatten. Trotz der scheinbaren Sterilität und Beschränktheit ihrer Glaubenslehren und obwohl sie unter Verfolgungen zu leiden hatte, ging diese Minderheit keineswegs in Bedeutungslosigkeit unter. Vielmehr erhielt sie sich mit bemerkenswerter Hartnäckigkeit, bis sie um 1900 etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung Rußlands ausmachte.

Schon im 18. Jahrhundert bildeten sich innerhalb dieser Gemeinschaft Kaufmannsdynastien, die in Handel und Gewerbe, namentlich im Getreidehandel, eine bedeutende Rolle spielten. Viele von ihnen entstammten Bauerngeschlechtern; wir finden sie schließlich jedoch auch als Beherrscher sogenannter ‚Mühlen-Imperien‘, wobei an Getreide- und Holzmühlen an der Wolga und anderen Flüssen zu denken ist, die zunächst mit Wasserkraft, später mit Dampfenergie betrieben wurden. Hinzu kamen im frühen 19. Jahrhundert Textilfabriken, namentlich Baumwollverarbeitung und Kattundruckereien. Der berühmte Ludwig Knoop aus Bremen und Lancashire hat seine erste Anlage vermutlich für eine Familie aus dem Kreis der ‚Old Believers‘ eingerichtet. Die Altgläubigen dehnten ihr Betätigungsfeld später auch auf Olgewinnung, Bank- und Versicherungsgeschäfte und auf den Eisenbahnbau aus.

Die Phase indessen, die Gerschenkron als den großen ‚Sprung‘ in der Industrialisierung Rußlands bezeichnet — der rapide Aufschwung der

1890er Jahre —, verdankte zweifellos nur wenig ihrer unternehmerischen Aktivität. Für diese Zeit muß man vielmehr die dynamische Politik des Staates, die besonders mit dem Namen des Grafen Witte verbunden ist, als die neue, treibende Kraft der Entwicklung ansehen. Neue Männer rückten in den Vordergrund, die der Staatsgewalt mit mehr Sympathie und größerer Bereitschaft zur Zusammenarbeit, als dies von den Altgläubigen je hätte gesagt werden können, gegenüberstanden. Dank der besonnenen und verlässlichen Arbeit, die sie leisteten, nötigten diese den neuen Eigentümern und Wirtschaftsführern zwar immer noch Respekt ab, ihre anregende und zugleich beherrschende Rolle aber hatten sie verloren.

Die Bedeutsamkeit des ganzen Falles liegt in der merkwürdigen Tatsache, daß die Altgläubigen sich weder ihrer Herkunft nach noch in ihrer religiösen Aktivität auf ein theologisches Lehrgebäude beriefen, das auch nur entfernt dem Calvinismus, wie Weber und Tawney ihn verstanden, vergleichbar gewesen wäre. Um mit Gerschenkron zu sprechen: „Das Schisma enthielt keine irgend bedeutende Doktrin, die eine abweichende Auffassung in den Vorstellungen über die Welt hätte erkennen lassen“ (Seite 15). In Wirklichkeit waren sie eine ausschließende, konservative, in mancher Hinsicht auch rückständige Gemeinschaft, geächtet und verfolgt von einem Staate, dessen Forderungen sie sich in feindseliger Gesinnung zu widersetzen suchten. Und das führt Gerschenkron zu der Ansicht, daß es allein diese ihre *soziale Situation* gewesen sei, die ihre wirtschaftlichen Unternehmungen motiviert und sie veranlaßt hätte, psychologische Züge zu entwickeln, die so sehr denen der Calvinisten ähnelten, welche Weber (und Nachfolger wie Tawney) auf die theologisch fundierte Prädestinationslehre zurückführten.

Lassen Sie mich nun die Frage aufwerfen (denn Gerschenkron beläßt es bei dem bisher Gesagten und bemerkt nur noch, daß die Geschichte der Altgläubigen Zweifel an Webers Thesen wecke), welches Licht die mit jenem „Old Belief“ verbundene Soziologie auf das Problem des Calvinismus im Westen wirft. — Ich glaube, die Frage knüpft an bestimmte, uns bekannte Fakten und an Schlußfolgerungen an, die westliche Historiker längst gezogen haben, und sie bestärkt uns vor allem erheblich in unseren bereits bestehenden Zweifeln über Weber. Ich möchte diese wie folgt zusammenfassen:

1. Vergleichsweise weit fortgeschrittene Formen kommerziellen und gewerblichen Kapitalismus haben sich schon im späten Mittelalter in

katholischer Umgebung in Norditalien, Süddeutschland, in London und in den Niederlanden entwickeln können.

2. Für die reichsten und am höchsten entwickelten Ausprägungen, die Handel und Gewerbe in der neu entstehenden „revolutionären“ holländischen Republik herausbildeten, lassen sich keine Beziehungen zu dem von der Prädestinationslehre geprägten Calvinismus nachweisen. Obwohl Calvinisten aus dem Süden an der Entwicklung teilhatten, scheint ihre Lehre doch vorwiegend die Religion der Arbeiter und der kleinen Handwerker und nicht die der bedeutendsten und kraftvollsten Vertreter der neuen Unternehmerschicht gewesen zu sein, die sich aus Freidenkern und Arminianern zusammensetzte.

3. Für England wird die angeblich dominierende Rolle der kalvinistischen Dissidenten von der Restauration von 1660 an datiert, als sie durch den sog. Clarendon-Code von Ämtern und Landbesitz ausgeschlossen und auch sonst zu Bürgern minderen Rechts abgestempelt wurden. Ein so klar denkender Historiker wie David Ogg bemerkte in jener eigentümlich skeptischen schottischen Manier, man könne seine Zweifel darüber haben, daß die häufig gerühmte Bedeutung, die das Dissidentertum in der Wirtschaft gehabt habe, wirklich so viel der kalvinistischen Lehre verdanke; man müsse sich vielmehr fragen, ob diese Bedeutung nicht eher darauf zurückzuführen sei, daß jene Andersdenkenden nicht die Möglichkeit hatten, anderen Beschäftigungen nachzugehen.

4. Im Hinblick auf die Verhältnisse in den Neuengland-Staaten hat Bernard Bailyn gezeigt, daß die Tradition der ersten dorthin ausgewanderten Calvinisten und Pilgerväter im Grunde in strenger mittelalterlicher Überlieferung verankert gewesen sei. Der wirtschaftliche Fortschritt war das Werk unternehmungsfreudiger Neuankömmlinge, die nach ihnen eintrafen und ein neues *Wirtschaftsethos* aus Städten wie London mit sich brachten, wodurch sie Mißtrauen und Zorn der älteren Puritaner erregten.

5. Wenn wir uns schließlich der industriellen Revolution zuwenden, finden wir allerdings, daß der Einfluß des Dissidentertums noch immer ins Auge fällt; dies gilt auch heute noch für die nördlichen Industrie-regionen. Nur müssen wir hier jetzt auch die Rolle der „neuen Dissidenten“ berücksichtigen — der Methodisten und verwandter protestantischer Religionsgemeinschaften. Und wenn diese vornehmlich „sozial“ ausgeprägten Gruppen sich überhaupt zu einer theologischen Grundlage bekannten, dann war sie antikalvinistisch, und ihre Anhänger hiel-

ten sich ganz bestimmt nicht für „Auserwählte“. Der Nonkonformismus, der sich unter den führenden Kräften im Industrialisierungsprozeß des 19. Jahrhunderts nachweisen läßt, kann die Webersche These also nicht stützen. Ganz im Gegenteil.

Die Beispiele lassen sich nicht beliebig vermehren. Immerhin kann man sagen, daß die Geschichte der ‚Old Believers‘ die Zweifel verstärkt, die westliche Forscher längst gegen die von Weber und Tawney vertretene These erhoben haben. Wir haben keine einleuchtende, psychologisch oder soziologisch fundierte Erklärung dafür, wie jener Konflikt mit der Autorität zu derart bemerkenswerten Resultaten führte. Es scheint zwar klar zu sein, daß solche Ergebnisse zum Teil dem instinktiven Zusammengehen zu verdanken waren, die das Bedürfnis nach Sicherheit, Hilfe und Trost in einer feindlichen Umwelt nahelegte. Aber jede Gesellschaft kennt ihre eigene Version dieses Vorgangs. Im übrigen bleiben viele Probleme ungelöst — so etwa der außergewöhnliche Fall der Mennoniten oder die verwickelte Geschichte der Juden. Und so können wir es dabei belassen, daß Gerschenkron ein neues Kapitel in der Anti-Weber-Saga geschrieben hat.

Ich wende mich jetzt dem zweiten Hauptthema Gerschenkrons zu: der Rolle der merkantilistischen *Politik* in der russischen Wirtschaftsgeschichte. Dabei lege ich das Schwergewicht auf das Wort *Politik*, denn wir haben uns hier im wesentlichen mit Fakten und weniger mit der Historiographie oder der Philosophie des Merkantilismus zu befassen. Auf diese komme ich später zurück.

Mit russischem Merkantilismus bezeichnet Gerschenkron, wenn ich ihn richtig verstehe, in erster Linie die Wirtschaftspolitik Peters des Großen, in geringerem Ausmaß dann aber auch die staatliche Wirtschaftspolitik der 1890er Jahre und schließlich sogar die „Super-Industrialisierung“ Sowjet-Rußlands. Wir werden nämlich sehen, daß er zwischen diesen ausgeprägten ‚Diskontinuitäten‘ in der wirtschaftlichen Entwicklung Rußlands durchaus Zusammenhänge und Ähnlichkeiten entdeckt. Soweit mir bekannt ist, hat vor Gerschenkron kein Historiker so nachdrücklich auf den tiefen Umbruch während des ersten Viertels des 18. Jahrhunderts hingewiesen, mit dem eine neue Phase in der Geschichte Rußlands eingeleitet wurde. Hinter Peters politischen Maßnahmen standen die drückenden Anforderungen seiner anhaltenden Kriege — gegen die Perser, gegen Türken und vor allem der Vorstoß gen Westen nach Europa hinein. Um das zu gewinnen, was Iwan der Schreck-

liche geschickt umgangen hatte — die Kontrolle über die Ostsee —, mußte Peter zunächst die vorhandenen, kümmerlichen Ressourcen seines Landes ausbauen und aktivieren. Rußland mußte im Hinblick auf Verwaltung oder zumindest doch andere elementare Voraussetzungen — Gewichte und Maße etwa — vereinheitlicht, das Verkehrsnetz — Straßen, Brücken, Kanäle — mußte verbessert, Häfen, Bergwerke und Fabriken mußten vermehrt, und eine Seemacht mußte überhaupt erst aufgebaut werden; und um alle diese Ziele durchsetzen zu können, bedurfte es einer neuen Bürokratie.

Wenn man sich die wenig entwickelte Ausgangssituation, die ungeheuren Hindernisse und die kurze Zeit, die zur Verfügung stand, vor Augen hält, leuchtet es ein, daß nur der Staat die Mittel bereitstellen konnte, die dieses große Programm erforderte: Land, Kapital, die unternehmerische Initiative, Durchführung und Verwaltung und Arbeitskräfte; und natürlich war der Bedarf des *Staates* auch der entscheidende Nachfragefaktor, denn die Güter, die die Wirtschaft jetzt lieferte, waren überwiegend militärischer Natur und konnten überhaupt nur vom *Staat* übernommen werden.

Es bedurfte einer geradezu drakonischen Fiskalpolitik, um dieses umfassende Programm durchzusetzen. Das Finanzsystem, das die damaligen Verhältnisse in England, Frankreich und Holland geradezu als Verbraucherparadiese erscheinen läßt, basierte auf direkten Steuern, Binnenzöllen und auf neu mobilisierten Einkünften aus indirekter Taxierung (einschließlich einer Steuer auf Bärte!). Die Lasten drückten vor allem auf die Bauern; Gerschenkron berechnet, daß um 1710 ungefähr 64 Prozent einer durchschnittlichen bäuerlichen Getreideernte abzuführen waren. Um die Einkünfte aus diesem Finanzprogramm nutzbar einzusetzen, waren eher noch rücksichtslosere Maßnahmen nötig. Arbeitskräfte wurden durch Zwangsrekrutierungen auf jede nur denkbare Weise bereitgestellt. Selbst Bettler und Prostituierte wurden herangezogen. Es kam nachgerade zu einer Art „erzwungener Mobilität“, indem man beispielsweise 40 000 Arbeitskräfte aus irgendwelchen Winkeln des weiten Reiches einfach zu „Kollektiven“ zusammentrieb und sie — wie eine gleich große Stückzahl Vieh — etwa nach St. Petersburg schaffte. Manufakturen, in denen sie arbeiteten, wurden wie Gefängnisse von Soldaten bewacht, um Fluchtversuchen vorzubeugen.

Auf diese Weise trug der merkantilistische Geist Peters des Großen Früchte; die Eisenproduktion etwa stieg in einem für die Zeit geradezu

phantastischen Umfang. Eine entscheidende Voraussetzung für die Verwirklichung des Programms war das Institut der Leibeigenschaft; Leibeigene in staatlichem und privatem Besitz wurden zur Verwirklichung der wirtschaftspolitischen Ziele eingesetzt. In Wirklichkeit waren diese Leibeigenen, wie Gerschenkron sagt, Sklaven. Und während die Leibeigenschaft im Westen verschwand, nahm sie in Rußland nur noch stärkere Formen an. Und so wurde die Institution, die man für die Politik Peters des Großen als notwendige Voraussetzung oder doch wenigstens als für diese einzigartig zweckdienlich betrachtete, zu einem entscheidenden Hindernis für die *natürliche* wirtschaftliche Entwicklung Rußlands im 19. Jahrhundert.

Der *Staat* spielte dann auch im nächsten großen Sprung während der 1890er Jahre wieder eine entscheidende Rolle — ganz im Gegensatz zur industriellen Revolution in England. Staatshaushalt und Finanzapparat dienten dazu, die Mittel anzusammeln und bereitzustellen, die die Unternehmer für ihre Investitionsprogramme benötigten. Und diese Merkmale finden wir, wenn auch in ungleich größerem Ausmaß, schließlich auch in der Wirtschaftspolitik Sowjet-Rußlands wieder. Und auch hier waren es — in Gerschenkrons Sicht — wieder vornehmlich politische und militärische Ziele, die als treibende Kräfte hinter diesen wirtschaftlichen Aufschwüngen standen. Des Baron Witte Merkantilismus — eine etwas merkwürdige Bezeichnung für eine primär politisch-militärisch ausgerichtete Politik — war die Reaktion auf die Erkenntnis der — militärisch wie diplomatisch — höchst schwachen Position, die Rußland in der neuen Welt industrialisierter Großmächte einnahm. In ähnlicher Weise wurde das Wirtschaftsprogramm der Sowjets durch die angebliche Kriegsdrohung motiviert, die man diesmal in der Gestalt einer „kapitalistischen Umzingelung“ zu erkennen glaubte.

Es gibt aber doch einen Unterschied. Denn in den Jahren zwischen 1906 und 1914 verlor der Staat offenbar an Bedeutung, während Institutionen aus dem Privatbereich die Rolle der Kapitalgeber übernahmen und sich im übrigen die Lage der Bevölkerung wirtschaftlich wesentlich verbesserte. Im Hinblick auf die sowjetische Phase hingegen kann man wohl kaum mit einer ähnlichen Annäherung an die für das übrige Europa gültigen Erfahrungen rechnen. Im Gegenteil — während hier dem vom Staat angeregten und geförderten Fortschritt ein sozioökonomischer Übergang zu einer ausdrücklich konsumentenfreundlichen Marktwirtschaft mit freier Güterwahl folgte, scheint Sowjet-Rußland sich von die-

ser Entwicklung eher zu entfernen und — in Gerschenkrons Sicht — mehr einem orientalischen, und das heißt eben auch Peterschen Despotismus zuzusteuern, wie ja auch ein von einer Geheimpolizei gekröntes Kollektivsystem seiner Funktion nach einer weitgehend aus Leibeigenen bestehenden Gesellschaft verwandt ist. Auch hier dominiert wieder der Staat, nunmehr in Gestalt einer anonymen Diktatur; sein Ziel ist seine eigene Verewigung. Der Übergang zu einer anderen Wirtschafts- oder Gesellschaftsform ist nicht mehr möglich, weil das *Regime* selbst als unüberwindliches Hindernis entgegensteht.

Alexander Gerschenkron beherrscht seinen Fall meisterhaft und trägt ihn so folgerichtig wie überzeugend vor. Der immer wiederkehrende Gedanke — daß nämlich die „Rückständigkeit“ (backwardness) selbst es ist, die den Merkantilismus und namentlich den russischen Merkantilismus erklärt — scheint mir unbestritten richtig zu sein: bis zu einem gewissen Punkt zumindest, auf den ich später noch einmal zurückkommen möchte. Dort freilich, wo es um die Grundmerkmale des Merkantilismus geht und wo wir zu der Aufgabe kommen, den russischen Merkantilismus auf merkantilistische Erfahrungen in anderen Ländern zu übertragen, habe ich doch meine Zweifel gegenüber der Gerschenkronischen Interpretationsweise.

Zunächst habe ich einige Vorbehalte darüber, wie Gerschenkron Heckscher auslegt, dessen Werk er bewundert und in seinen theoretischen Abschnitten zitiert. Namentlich in seiner dritten Vorlesung versucht er, Heckschers Sichtweise seinen eigenen Vorstellungen über ein abweichendes Beispiel merkantilistischer Prägung anzupassen. Nach Gerschenkrons Ansicht glaubte Heckscher allzusehr an eine internationale Homogenität merkantilistischer Staatspraxis, wobei er versucht habe, ein Bündel wirtschaftspolitischer Maßnahmen zu entwerfen, das auf alle *europäischen* (d. h. nichtrussischen) Staaten gleichförmig anzuwenden sei.

Mit dieser grundlegenden Kritik stimme ich überein, obwohl ich nicht glaube, daß man Heckschers Auffassung vom Merkantilismus als einer Politik, die die Macht dem Wohlstand unterordnete, so erklären kann, wie Gerschenkron es getan hat.

Lassen Sie mich hier nebenbei bemerken, daß ich auch nicht mit Gerschenkrons Ansicht übereinstimme, nach der Heckscher in seinen Wertvorstellungen nationalen *Wohlstand* mit staatlicher *Macht* gleichgesetzt habe. Meiner Meinung nach — und hier spreche ich aus der Erfahrung meiner Auseinanderset-

zungen mit Heckscher selbst — liegt das innere Paradoxon in Heckschers Ansichten darin, daß er zwei Bände voll bewundernswerter historischer Gelehrsamkeit schrieb, um zu zeigen, daß sein Gegenstand — der Merkantilismus eben — als nationale *Wirtschaftstheorie* oder -politik überhaupt nicht existiert hat — nicht existieren *konnte*, weil genau dies den Grundsätzen ökonomischer Orthodoxie, auf denen Heckscher das ganze Gebäude errichtet hatte, zuwidergelaufen sein würde. Jene Prinzipien blieben die Grundlage seiner Interpretation. Und wenn Heckscher schrieb, daß die wirtschaftliche Entwicklung überall in der Welt einen ähnlichen Verlauf nehme, dann nicht so sehr — wie Gerschenkron glaubt —, weil er sich dem Glauben seines Lehrers (Hjärne) an eine internationale Gemeinschaft aller Völker verbunden fühlte, sondern weil er mit Leidenschaft der Doktrin wirtschaftlicher Orthodoxie anhing.

Dies vorausgeschickt, stimme ich durchaus der Ansicht zu, daß wir uns irgendwie daran gewöhnen müssen, das Phänomen Merkantilismus als eine *Mischung* staatlicher und von einzelnen Gruppen vertretener Interessen zu verstehen, die wie in einem Spektrum gegeneinander abzusetzen sind. In Europa verläuft dieses ‚Spektrum‘ — sehr grob gesprochen — von West nach Ost. Ich hoffe hierüber schreiben zu können, ohne als Plagiator Gerschenkrons zu erscheinen; denn immerhin trage ich diese Gedanken, die ich im vierten Band der „*Cambridge Economic History of Europe*“ entwickelt habe, seit vielen Jahren auch schon meinen Studenten vor. Ich habe dort die Staaten Europas in einer Reihenfolge angeordnet, an deren einem Ende die Niederlande stehen, während am anderen Ende dieses Spektrums jene Staatswesen Zentral- und Osteuropas einzugruppieren wären, die wir mit dem Begriff des „Aufgeklärten Absolutismus“ verbinden — Österreich, Preußen und Rußland. Dazwischen lagen England und Frankreich. Die Republik Venedig würde näher nach Holland und England hin einzustufen sein, während Spanien in diesem Schema zu Preußen gehörte.

Mein — recht empirisches — Gruppierungsprinzip beruht also nicht einfach auf geographischer *Weite*, sondern genau auf dem Kriterium, das Gerschenkron als „Rückständigkeit“ bezeichnet. Irgendwann — und hier stellt sich ein weiteres Problem, das Gerschenkron kaum untersucht, die Frage nämlich, in welcher Phase der Entwicklung dies genau sein wird — zu einem *bestimmten* Zeitpunkt also übernimmt der Staat die Rolle des Initiators, Vermittlers, Unternehmers oder auch einer Kontrollinstanz, um den längst überfälligen Forderungen der Zeit, die bisher weder auf natürlichem Wege noch durch spontanes sozio-ökonomisches Vorgehen erfüllt wurden, nachzukommen.

Es sei beiläufig darauf hingewiesen, daß man allzu leicht darauf verfällt, einen tiefgreifenden Unterschied zwischen der geradezu ameisenhaften Kapitalan-

sammlung während der industriellen Revolution in England und der staatlichen Kapitalbereitstellung in Rußland zu konstatieren. Hier, glaube ich, irrt Gerschenkron, und mit ihm E. H. Carr, sein Opponent. Beide übersehen die entscheidende Rolle, die die Staatsverschuldung in England für die Zusammenfassung und Neuverteilung der Sparvermögen und damit für die Kapitalnachfrage des industriellen Sektors gehabt hat.

Das Entwicklungsstadium, in welchem dies geschah, scheint mir jedoch mehr Aufmerksamkeit zu verdienen, als Gerschenkron dieser Frage zuwendet. Der schon klassisch berühmte Besuch Peters des Großen auf den Werften von Zaandam und in anderen für damalige Begriffe fortgeschrittenen Gewerbezentren illustriert diesen Punkt auf reizvolle Weise. Peters Merkantilismus, auch noch der Katharinas, war wie im Falle Friedrichs des Großen in Preußen, Josephs in Osterreich und lokaler Prinzen und Minister der *Aufklärung* in Spanien, Italien, Dänemark und Schweden im wesentlichen *nachahmender* Natur. In geringerem Ausmaß galt dies auch für den Merkantilismus im England des 17. Jahrhunderts und sogar für Colbert selbst. Sie alle waren dem Goldenen Zeitalter der Holländischen Republik mehr oder weniger verpflichtet, so wie die Holländer ihrerseits viel der großen Zeit, die Handel und Bankwesen in Italien erlebt hatten, verdankten.

Wir rühren damit an die Frage nach dem Beginn wirtschaftlicher Entwicklung. Ich glaube, wir können den Begriff „Rückständigkeit“ nicht einfach als Generalformel zur Erklärung des Phänomens „Merkantilismus“ benutzen, ohne uns vorher Gedanken darüber zu machen oder dies zumindest zu versuchen,

- a) anhand welcher *Kriterien* jene merkantilistischen Initiatoren ihre eigene „Rückständigkeit“ beurteilt haben, und
- b) wie jene ursprünglichen Pioniere Flanderns, Hollands, Venedigs, Florenz' usw. aus der Stagnation ihrer Vergangenheit herauskamen und zu der vergleichsweise hohen wirtschaftlichen Blüte des späten Mittelalters und der Renaissance vorstießen.

Die erste Frage läßt sich am leichtesten beantworten, indem wir auf Schriftsteller wie Colbert, Downing, Mun, Child, die deutschen Kameralisten wie Becher, Hörnigk, auf Genovesi in Italien, Uztariz und Ulloa in Spanien und auf viele andere verweisen. Sie alle hatten das Beispiel der Niederlande klar vor Augen. Dahinter standen die älteren Vorbilder Italiens — die Banken, die Buchhaltung, die Technologie. Und mehr noch: wir können beobachten, wie alle jene aufstrebenden Staaten sich

darum bemühten, die Kenntnisse und Fertigkeiten, über die sie selbst nicht verfügten, in Gestalt flämischer, holländischer, wallonischer, später hugenottischer Einwanderer nach sich zu ziehen.

Eine Antwort auf die zweite Frage möchte ich nicht versuchen. Ich möchte nur bemerken, daß mich ein Faktum beeindruckt, das, wie mir scheint, eine wichtige Unterscheidung zwischen ‚entwickelten‘ und ‚rückständigen‘ Regionen erlaubt: die Transportmöglichkeiten. Und bis zum Eisenbahnzeitalter bedeutete Transport in diesem Sinne Wassertransport. Allerdings — unser Spektrum ist nicht, wie ich oben schon sagte, nach geographischen Gesichtspunkten angeordnet, es sei denn, daß sich dies zufällig so ergab. Es ist abgestuft nach dem Vorhandensein von Wasserverkehrsstraßen — seien es nun See-, Fluß- oder Kanalrouten. Hierin scheint mir das umfassendste Unterscheidungsmerkmal zu liegen.

Dies alles wird uns vielleicht auch weiterhelfen, eine Lücke in Gerschenkrons Logik zu schließen. Denn wenn er schreibt: „Der Grad der Abweichung vom üblichen Verlauf — und diese beginnt mit der wachsenden Bedeutung der Besitzinteressen und damit, daß Wohlstandserwägungen als unabhängige Zielvorstellung der Politik Geltung erlangen — muß wohl als Funktion einer abnehmenden Rückständigkeit der betreffenden Länder angesehen werden“ (S. 86 f.), dann läßt er uns leider im unklaren darüber, wie und wann diese Abnahme einsetzte. Weder die Niederlande noch Norditalien haben je eine merkantilistische Entwicklungsphase erlebt, die auch nur im entferntesten den Verhältnissen in Rußland oder Preußen vergleichbar gewesen wäre. Wohlstand, und zwar der Wohlstand ganz spezieller Gruppen, war das Ziel, das diese besonderen Nationen durch erstes, eigenständiges und eigenwilliges Umhertasten anstrebten und auch erreichten. Ihre Tastversuche führten schließlich zur Erfindung zahlreicher ökonomischer Techniken, die ihrerseits dann später — und zwar bei vollem Bewußtsein dieses Vorgangs — von den Colberts und Pseudo-Colberts in England, Preußen und sonstwo kopiert wurden. Toynbee würde zweifellos sagen, daß das Emporkommen der Holländer mit den Begriffen der ‚Challenge and Response‘-Konzeption zu erklären sei; wobei die ‚Herausforderung‘ in Holland im beinahe gänzlichen Mangel an materiellen Hilfsquellen, selbst an Landbesitz, zu sehen wäre, weshalb das ganze Gebiet mit eigener Hand zunächst dem Wasser abgerungen und in ebenso mühseliger Weise dann auch erhalten werden mußte.

Mit der Festlegung auf dieses *Spektrum*, wie wir es nennen könnten,

erheben sich freilich neue Fragen: vor allem die nach der Ungleichheit in den Ergebnissen, die die Merkantilisten erzielten. Ich möchte hier auf eine Fußnote verweisen, in der Gerschenkron einen Vortrag kommentiert, den ich vor Jahren gehalten habe — vor Lehrern hauptsächlich, die sich mit den neuesten Ergebnissen historischer Forschung vertraut machen wollten; Gerschenkron hält jene Abhandlung zwar für eine „gedankenreiche Arbeit“, kritisiert aber meine „allzu vorsichtigen Äußerungen“⁴. Es hieß dort: „Dennoch sollten wir nicht allzu voreilig den Gedanken aufgeben, daß das Wirtschaftswachstum jener Zeit vielleicht doch mehr als wir denken dem Zusammenwirken menschlicher Energie und organisierter Bemühungen verdankte, die wir als ‚Merkantil-System‘ bezeichnen“⁵. Gerschenkron hält dies für „viel zu einschränkend im Hinblick auf den Merkantilismus im allgemeinen“, unanwendbar sei dies jedoch „auf das Beispiel des russischen Merkantilismus“.

Hier möchte ich nun aber doch zu bedenken geben, daß diese Bemerkung, wie mir scheint, meinem Problem und den Schwierigkeiten, die seine Lösung aufgibt, nicht voll Rechnung trägt. Lassen Sie uns einmal jenes *Spektrum* als gegeben hinnehmen und davon ausgehen, daß selbst in ziemlich weit westlich gelegenen Staaten, in denen merkantilistische Programme durchgeführt wurden, diese keineswegs immer Früchte trugen: z. B. Cockaynes Pläne, die Fischerei- und die Trockenlegungsprogramme in England schwankten von Teilerfolgen zu völligem Mißlingen. Der französische Merkantilismus Colbertscher Prägung versank, wenn wir Heckscher glauben dürfen, in chaotischem Fiskalismus. Auch Friedrichs Gewerbeförderungsprojekte in Preußen scheiterten weitgehend; und die Unternehmungen des spanischen Neomerkantilismus des 18. Jahrhunderts erwiesen sich oft bis zur Farce als Fehlschläge. Es ließen sich noch andere Beispiele anführen.

Wenn man über den Merkantilismus im allgemeinen spricht, verfällt man allzu leicht zwei Irrtümern. In England haben Forscher wie Tawney, Unwin und andere die ganze „Episode“ und das ihr zugrunde liegende Konzept als ernsthafter Beschäftigung unwürdig abgetan. Heckscher, dessen Werk Gerschenkron bewundert, gab viel Anlaß zum Nachdenken, kam aber zum gleichen Ergebnis. In das andere Extrem verfiel meiner Ansicht nach Keynes, der die Merkantilisten ihrer theoretischen

⁴ GERSCHENKRON, S. 144, Anm. 19.

⁵ WILSON, Mercantilisme, Historical Association Pamphlets, London 1958.

und praktischen Fähigkeiten wegen über die Maßen hoch einschätzte — vermutlich deshalb, weil er sich ihnen verwandt fühlte. Ich selbst wollte mit jener von Gerschenkron aufgegriffenen Äußerung die traditionelle Sichtweise korrigieren, den Weg für eine weniger vorbelastete Untersuchung der Frage ebnen und gleichzeitig darauf hinweisen, daß in der merkantilistischen Praxis mancherlei mißlang. In demselben Vortrag habe ich auch gesagt, daß es meiner Meinung nach die veränderten Wertvorstellungen der Merkantilisten gewesen sind, die sich, so anstößig sie uns mitunter erscheinen mögen, als richtungsbestimmend erwiesen — eher oft für die Zukunft als für die Gegenwart.

Wenden wir uns aber Gerschenkrons eigenem Feld — Rußland — zu, so müssen wir doch fragen, wie hoch er eigentlich den Wert des merkantilistischen Beitrags zum Wirtschaftswachstum, wie er uns gerade durch das Zeugnis der *russischen* Geschichte vor Augen geführt wird, wirklich ansetzen will. Und vergessen wir nicht, daß wir ja dazu aufgefordert wurden, die Entwicklung in Europa in diesem *russischen* Spiegel zu sehen! Es wird uns sehr überzeugend gezeigt, daß die beiden großartigen Sprünge in der Entwicklung der russischen Wirtschaft deutlich merkantilistischen Charakters waren. Ich selbst habe seit je — mehr vielleicht als viele andere — bestimmte Aspekte im Merkantilismus Friedrichs des Großen sehr hoch eingeschätzt, vor allem seine Politik der Vergabe öffentlicher Arbeiten. Zugleich — und zwar mit Recht — erinnert Gerschenkron uns aber auch daran, daß der Segen merkantilistischer Politik mit schweren Strafen erkaufte werden mußte: „Wo immer der Merkantilismus die wirtschaftliche Entwicklung vorantrieb, schuf er gleichzeitig Hindernisse, die sich einer Fortsetzung dieser Entwicklung entgegenstellten und die deutlich mit der ‚Rückständigkeit‘ des jeweiligen Landes variierten“ (S. 95). Mit entwaffnender Beredtheit entlarvt er dann die jeden weiteren Fortschritt in Rußland hemmende Rolle der Leibeigenschaft; und man möchte hinzufügen, daß nicht allein Rußland, sondern auch seine unglücklichen Nachbarn, besonders Böhmen, und im Grunde auch die restliche Welt für ein System zu büßen haben, das dem 20. Jahrhundert eine Landbevölkerung hinterließ, deren Kollektivierung für Gerschenkron ein erstrangiges Hindernis für jeden weiteren Fortschritt darstellt. Können wir — wirtschaftlich, politisch — überhaupt anders als mit größter Zurückhaltung von den Auswirkungen eines solchen Merkantilismus sprechen? Und verteilt nicht schließlich Alexander Gerschenkron selbst mit der einen Hand ein Lob, das er mit der anderen wieder zurücknimmt?

Hier ergibt sich freilich noch ein anderer Punkt. Die Art, wie hier das Entstehen einiger — weiteren Fortschritt hemmender — Hindernisse erklärt wird, scheint mir sehr nützlich zu sein. Es wäre zum Beispiel durchaus zuzugeben, daß in England der Komplex der seit dem 17. Jahrhundert verfolgten Kolonialpolitik (The Old Colonial System) — Navigationsakte, Getreidegesetze, Rückzölle, Monopole — den Fortschritt der britischen Wirtschaft bis ins 18. Jahrhundert ernstlich behindert hat; daher Smiths scharfe Angriffe. Drei Viertel eines Jahrhunderts waren nötig, um das niederzureißen, was hier in zweieinhalb Jahrhunderten entstanden war. In diesem Punkte also können wir Gerschenkron zustimmen, solange wir nicht den Fehler begehen (und ich glaube auch nicht, daß Gerschenkron selbst in diese Falle geht), *sämtliche* Verzögerungserscheinungen in späteren Industrialisierungsphasen solchen Hindernissen zuzuschreiben, die der Menschheit von älteren „Dirigisten“ seit je in den Weg geworfen worden sind.

Warum aber wurde die Industrialisierung der nördlichen Niederlande, einer Region, die einmal zu den wirtschaftlich höchstentwickelten Gebieten der Erde gehörte, bis zum mehr oder weniger gleichzeitig erfolgenden Aufschwung Rußlands am Ende des 19. Jahrhunderts verzögert? Soweit ich sehe, hatte Holland nicht an einer merkantilistischen Vergangenheit zu tragen. Es gab dort keine Zünfte, keine Leibeigenen und keine Binnenzölle; der Binnenmarkt war nur klein, die wirtschaftlichen Verhältnisse waren etwas antiquiert. Für die nahezu stagnierende Entwicklung Hollands im 19. Jahrhundert kann man daher so wenig irgendwelche „Hemmnisse“ verantwortlich machen, wie die ursprüngliche Blüte des Landes den Erfolgen merkantilistischer Politik zu verdanken war. Noch weniger kann das Beispiel Hollands in das Gerüst der Rostowschen Wachstumsstadien und Vorbedingungen wirtschaftlichen Wachstums eingeordnet werden, das Gerschenkron sehr zu Recht, wie ich meine, kritisiert. Keiner dieser Interpretationsversuche erklärt uns, warum Holland die letzte Stufe auf dem Pfad wirtschaftlichen Wachstums nicht nahm, nachdem es alle früheren so überlegen hinter sich gebracht hatte.

Ein anderer Einblick, den mir diese inhaltsreiche und anregende Schrift vermittelt hat, berührt — bezeichnend genug vielleicht — einen Abschnitt der englischen Geschichte, dem gerade unsere Marxisten nahe stehen. Ich spreche von unserer klassisch-diktatorischen Epoche — der Zeit des Protektorats unter Cromwell. Lange hat mich das Bild gereizt,

das Maurice Dobb („Studies in the Development of Capitalism“, 1946) und Christopher Hill vom englischen Bürgerkrieg, seinen wirtschaftlichen Ursprüngen, von dem besonderen Charakter, den er — angeblich — als Klassenkampf hatte, oder etwa von seinem Ende bei den ersten Anzeichen einer Solidarität der Oberschicht gegenüber den niedrigeren Bevölkerungskreisen gezeichnet haben. Besonders die wirtschaftsgeschichtliche Deutung Oliver Cromwells hat mir immer als ein höchst kompliziertes historisches *Kunstwerk* erscheinen wollen. Erst kürzlich hat Hill eine neue Studie über Cromwell veröffentlicht⁶. Bemerkenswert zurückhaltend im allgemeinen, versucht er doch, Cromwell als einen Initiator in der wirtschaftlichen Entwicklung Englands hinzustellen, der von kalvinistischer Theologie spürbar beeinflusst gewesen sei und im übrigen zu einer offenkundig imperialistischen Wirtschaftspolitik tendiert habe, was Hill mit dem Hinweis auf die Eroberung Jamaicas belegen will.

Auch nach sehr sorgfältigen Studien habe ich selbst nie mehr als nur sehr dürftige Anhaltspunkte dafür finden können, daß man den Bürgerkrieg als eine Auseinandersetzung wirtschaftlicher und zugleich klassenbezogener Interessen deuten könnte⁷. Die Kontinuität zwischen Royalisten und Anti-Royalisten scheint mir in Wirtschaftsgesinnung und Wirtschaftspolitik — aggressiv, nationalistisch und merkantilistisch, wie sie es waren — fast vollendet. Im Hinblick auf Jamaica irrt, glaube ich, Herr Hill. Schon lange, bevor Cromwells weitausgreifende Pläne entworfen waren, blühten die anderen westindischen Kolonien auf der Grundlage einer mit Sklavenarbeit betriebenen Zuckerwirtschaft. Erst ein Vierteljahrhundert darauf kam Jamaica ihnen gleich und konnte sie später wirtschaftlich überrunden.

Gerschenkrons Bemerkung, daß es „Marxisten stets etwas schwergefallen ist, Diktatorenmacht zu erklären“ (S. 79), ließ mich daher wiederum aufmerken. Das sehr temporäre und instabile Gleichgewicht, das Cromwell zustande brachte, mag einer jener „Ausnahmestände“ gewesen sein — flüchtig und „*momentan*“, wie Engels sie nannte. Der unabhängige Staat, in dem wirtschaftliche Kräfte zu bloßen Instrumenten im Dienste der Politik und politischer Zielsetzungen werden, stellt für den Marxisten — wie Gerschenkron wenig später bemerkt (S. 80) — ein

⁶ CHRISTOPHER HILL, Oliver Cromwell, 1970.

⁷ Vgl. CH. WILSON: „Economics and Politics in the Seventeenth Century“, in: Economic History and the Historian, Collected Essays, 1969.

peinvolles Dilemma dar; ich möchte fast annehmen, daß Hill sich genau in dieser Lage befindet, wenn er versucht, die hinter Cromwell stehenden „Klasseninteressen“ zu identifizieren. Und ich möchte noch weiter gehen und behaupten, daß im England des 17. und 18. Jahrhunderts die herkömmlicherweise herrschende Klasse — die selbst keine nach außen abgeschlossene Kaste war — nach Grundsätzen handelte, die spezifische Gruppeninteressen, die eigenen nicht ausgeschlossen, zugunsten der nationalen Wohlfahrt grundsätzlich ignorierten. So wurden gegen die Interessen eines wichtigen Teils der Landbesitzer die Wollpreise niedrig gehalten, um dem bedeutendsten Gewerbe im Land Beschäftigung zu schaffen und zu erhalten und damit politische Unruhen zu vermeiden. Die großen und über die Maßen kostspieligen Kriege bürdeten dem Land Belastungen auf, deren schwerste — die auf dem Land — eben vom Landbesitzer zu tragen waren⁸.

Gestatten Sie mir eine letzte Bemerkung, die Gerschenkrons Analyse des Peterschen Merkantilismus angeregt hat. Viele, die über englische Geschichte des 17. Jahrhunderts geschrieben haben, scheinen meiner Ansicht nach davon ausgegangen zu sein, daß die Monarchie als Institution schlechthin unvereinbar gewesen ist mit einer Politik, die wirtschaftlich fortschrittlich war und den besitzenden Klassen — Landbesitzern oder Kaufleuten — akzeptabel erschien. Dies ist handgreiflicher Unsinn und überhaupt nur mit dem Hinweis auf eine insular-beschränkte Perspektive zu erklären. Gerschenkrons Darstellung über die Natur und die Folgen der Wirtschaftspolitik Peters des Großen zeigt — was übrigens auch vom Merkantilismus Friedrichs des Großen zu sagen wäre —, daß die absolute Monarchie sehr wohl vereinbar war mit einer erfolgreichen merkantilistischen Wirtschaftspolitik. Es wäre durchaus schlüssig, wenn wir zum Beweis hierfür — innerhalb der obengenannten Grenzen — auch auf die Erfahrungen Frankreichs, Preußens und Österreichs zurückgriffen. Die Konflikte, die wir während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in England finden, sind allein im Zusammenhang mit den sehr partikulären und lokalen Verhältnissen zu verstehen, aus denen sie entstanden und innerhalb deren sie sich entfalten konnten. Aber damit entfernen wir uns bereits von den Gedanken und Themen dieser originellen und anregenden Studie.

⁸ Vgl. hierzu CH. WILSON: „Economic History and the Historian“, wo dieser Gedanke in dem Aufsatz „Government Policy and Private Interest in Modern English History“ näher ausgeführt wird.

Kölner Vorträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte

Heft 1

J. A. VAN HOUTTE: Die Beziehungen zwischen Köln und den Niederlanden vom Hochmittelalter bis zum Beginn des Industriezeitalters, Köln 1969.

Heft 2

ANTON SPIESZ: Die Manufaktur im östlichen Europa, Köln 1969.

Heft 3

W. BRULEZ: Der Kolonialhandel und die Handelsblüte der Niederlande in der Mitte des 16. Jahrhunderts, Köln 1969.

Heft 4

GONZALO DE REPARAZ: Der Welthandel der Portugiesen im Vizekönigreich Peru im 16. und 17. Jahrhundert, Köln 1969.

Heft 5

A. TEIXEIRA DA MOTA: Der portugiesische Seehandel in Westafrika im 15. und 16. Jahrhundert und seine Bedeutung für die Entwicklung des überregionalen Handelsverkehrs, Köln 1969.

Heft 6

HERMAN VAN DER WEE: Löhne und wirtschaftliches Wachstum. Eine historische Analyse, Köln 1969.

Heft 7

HILDEGARD THIERFELDER: Köln und die Hanse, Köln 1970.

Heft 8

ROBERT W. FOGEL: Die neue Wirtschaftsgeschichte — Forschungsergebnisse und Methoden, Köln 1970.

Heft 9

M. M. POSTAN: Technischer Fortschritt im Nachkriegseuropa, Köln 1970.

Heft 10

GERTRUD MILKEREIT: Das Unternehmerbild im zeitkritischen Roman des Vormärz, Köln 1970.

Heft 11

CHARLES VERLINDEN: Wo, wann und warum gab es einen Großhandel mit Sklaven während des Mittelalters? Köln 1970.

Heft 12

W. O. HENDERSON: William Thomas Mulvany — ein irischer Unternehmer im Ruhrgebiet 1806—1885, Köln 1970.

Heft 13

FRIEDRICH SEIDEL: Das Armutsproblem im deutschen Vormärz bei Friedrich List, Köln 1971.

Heft 14

LENNART JÖRBERG: 100 Jahre schwedischer Wirtschaft, Köln 1971.

Heft 15

WALTHER KIRCHNER: Einige Bemerkungen über die Quellenlage für quantitative Studien der frühen Neuzeit, Köln 1971.